



Bekennnis.

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort,
auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort
Deutschland.

Ihre Liebe war schweigend; sie brütete tiefversteht.
Nun ihre Zeit gekommen, hat sie sich hochgeredet.
Schon seit Monden schirmt sie in Ost und West dein Haus,
und sie schreiet gelassen durch Sturm und Wettergraus.
Deutschland.

Dah kein fremder Fuß betrete den heimischen Grund,
stiebt ein Bruder in Polen, liegt einer in Flandern wund.
Alle hüten wir deiner Grenze heiligen Saum.
Unser blühendstes Leben für deinen dürrsten Baum,
Deutschland.

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
bloß wir haben sie nie bei ihrem Namen genannt.
Hertlich zeigte es aber deine größte Gefahr,
dah dein ärmster Sohn auch dein getreuester war.
Denk es, o Deutschland.

Karl Bröger.

Rom und Karthago.

Von Otto Landberg.

Es heißt, daß die Geschichte eine gute Lehrmeisterin ist. Schade, daß man von ihren pädagogischen Talenten so herzlich wenig merkt. Wenn man den Bourbonen nachsagt, daß sie aus der Geschichte nichts gelernt haben, so ist das nichts, was sie von den meisten anderen Menschen unterscheidet. Man kennt die hauptsächlichsten historischen Ereignisse, ist auf diesen geistigen Besitz stolz und mißbraucht ihn, um, wenn in dem Geschehen unserer Zeit eine Situation eintritt, die an eine vergangene erinnert, Parallelen zu ziehen, Thesen aufzustellen und Prophezeiungen auszusprechen.

Dah jeder Vorgang in der Geschichte durch wirtschaftliche Momente zum mindesten mitbedingt ist, daß wir Menschen das geschichtliche Geschehen durch unser Handeln zu beeinflussen imstande sind, macht man sich nicht klar. Man huldigt einer Art metaphysischer Geschichtsauffassung, nach der der Verlauf der Geschichte blinden, in den Sternen stehenden Gesetzen folgt. Die Schicksalstragödien, jene Art von Dramen, in deren Mittelpunkt ein Mensch steht, dem ein unerforschliches Geschick ein fürchterliches Handeln und Leiden auferlegt hat, sind unserem Empfinden unenträglich geworden. Aber sehr viele Menschen huldigen dem Glauben, daß die Geschichte nichts als eine gewaltige Schicksalstragödie ist.

Unzählige Male haben wir, seit der Krieg durch die Welt rait, den Hinweis auf die punischen Kriege hören müssen. Rom hat bekanntlich gegen Karthago drei Kriege geführt, deren letzter mit der Vernichtung Karthagos geendet hat. Ohne weiteres wird Rom Deutschland gleich gesetzt und Karthago England. Folglich wird, so verkündet man, auch Deutschland gegen England drei Kriege führen und der letzte wird ein vernichtetes England sehen. Kürzlich hat sogar ein Vertreter der preussischen Regierung, der Ministerialdirektor im Kultusministerium, Dr. Kirchner, der Leiter des preussischen Medizinalwesens, auf der Tribüne des preussischen Abgeordnetenhauses sich zu dieser Weisheit bekannt. Es fällt mir schwer, aus den fachwissenschaftlichen Leistungen des verdienten Mannes für ihn mildernde Umstände abzuleiten, um so mehr, da er die Anwartschaft Deutschlands auf den Endsieg damit begründet hat, daß wir nicht so entfälltlich seien wie die Römer. Man denke: die Römer, die die Schlacht von Cannae ertragen haben, entfälltlich! Dah Herr Dr. Kirchner in demselben Augenblick, in dem er die Sittlichkeit des deutschen Volkes als Bürgen für den Sieg im Vernichtungskampf mit England in Anspruch nahm, diese Sittlichkeit als gefährdet bezeichnete, wenn es nicht gelinge, den unhöflichen Geschlechtsverkehr aus der Welt zu schaffen, sei nur nebenbei erwähnt. Mit diesem Widerspruch mag er sich selbst auseinandersetzen. Wir sind nicht der Ansicht, daß die Form der Geschlechtsgemeinschaft ihren sittlichen Gehalt bestimmt, und fühlen uns durch Slogane wie die seinigen stets an Parothesoucaulds Wort erinnert: „Die Greise lieben es, weise Lehren zu erteilen, um sich dafür zu krönen, daß sie nicht mehr imstande sind, schlechte Beispiele zu geben.“

Die beiden Völker, deren Kriege immer wieder herangezogen werden, um die Notwendigkeit der Vernichtung Englands darzutun, waren dem „Schicksal“ so wenig dazu bestimmt, sich bis zur Ausrottung zu bekämpfen, daß die Karthager im Kriege mit Pyrrhus von Epirus Verbündete Roms waren und es durch Vernichtung der Flotte des Pyrrhus retteten. Feindschaft entstand zwischen ihnen, als die Karthager ihre sizilischen Kolonien durch die Römer bedroht sahen. Karthagos Industrie lieferte so minderwertige Erzeugnisse, daß sie mit der griechischen und römischen nicht konkurrieren konnte. Deshalb mußte Karthago darauf be-

achtet sein, seine Kolonien gegen den Handel mit anderen Völkern abzusperren. Als das römische Reich an Macht zunahm und sich nach Sizilien auszudehnen begann, machte, jahen die einen großen Teil dieser Insel besitzenden Karthager ihre Handelsinteressen als gefährdet an, und es kam zum Kriege. Karthago war ein Stadtstaat. Die Stadt Karthago hatte etwa 130 000 Einwohner, Rom war ein Staat von 1 1/2 Million Einwohner. Karthago und Rom waren die einzigen Großmächte, die das dritte Jahrhundert vor Christi Geburt kannte. Keine andere Macht war daher imstande, Rom davon abzuhalten, den Todesstoß gegen Karthago zu führen.

Ist es noch nötig zu zeigen, daß die Geschichte der punischen Kriege keine Parallelen für unsere Zeit bietet? Ist Englands Volk eine dünne Schicht, deren Ausrottung nicht schwer ist, ist die englische Industrie nicht imstande, den Wettbewerb mit derjenigen anderer Völker aufzunehmen, hat England in unserer Zeit andere Nationen von seinen Märkten ferngehalten, existieren heute nicht Mächte, die, um eine Hegemonie Deutschlands zu verhindern, alles daran setzen würden, England zu erhalten, wenn dieses zu schwach sein sollte, sich zu verteidigen?

Die Männer, die nicht müde werden, die Schatten Hannibals und Scipios heraufzubehämmern, würden gut daran tun, statt sich in Redewendungen zu ergehen, die die Köpfe mit gefährlichen Vorstellungen zu füllen imstande sind, die Geschichte der punischen Kriege zu studieren. Sie kann in der Tat für den, der lernen will, eine gute Lehrmeisterin sein. Sie predigt den Nutzen der Demokratie, sie lehrt, daß im Falle eines künftigen Konflikts der Staat verloren ist, der es nicht verstanden hat, seinen Einwohnern staatsbürgerliche Gefinnung einzusüßen.

Wir nannten Karthago eine Großmacht. Wie verhält sich diese Bezeichnung mit der fernerer Feststellung, daß Karthago ein Stadtstaat mit etwa 130 000 Einwohnern gewesen ist? Die Stadt Karthago beherrschte ein ungeheures Gebiet. Tripolis, Tunis, Algier, Marokko, Spanien, Sardinien, Korsika, Westsizilien und Malta waren Bestandteile des karthagischen Reiches, das also den größten Teil der Mittelmeerländer umfaßte. Aber Karthago hat niemals das Bestreben gehabt, die Bevölkerung der eroberten Gebiete zu einem Volk zu machen. Die Bevölkerung der Stadt Karthago war semitisch. Außer den 130 000 Einwohnern dieser Stadt waren in Nordafrika in den Städten Utsa, Grog und Klein-Septis und einigen anderen noch etwa 120 000 Semiten ansässig. Die übrige Bevölkerung des Reiches bestand aus Libyern, Iberern, Griechen und anderen Völkern, die alle für das herrschende semitische Volk lediglich als Ausbeutungsobjekte in Betracht kamen und keinerlei politische Rechte besaßen. Diese nach vielen Hunderttausenden zählenden Einwohner des Reiches hatten infolgedessen nicht das geringste Interesse am Bestehen des karthagischen Staates, es gab zwischen ihnen und Karthago keine innere Verbindung.

Bezeichnend ist es übrigens, daß selbst das von Semiten bewohnte Utsa von Karthago abziel und auf die römische Seite trat, als ein römisches Heer in Afrika landete. Karthago konnte nicht daran denken, die allgemeine Wehrpflicht einzuführen, es mußte seine Schlachten von Söldnern schlagen lassen. Die Folge war, daß, als es im zweiten punischen Kriege der Verlust der spanischen Silberbergwerke ihm unmöglich machte, seine Söldner zu bezahlen, der Staatskörper zerfiel. Die herrschende dünne Schicht war nicht kraftvoll genug, ihn zu erhalten, und die unterdrückten tributpflichtigen Fremdvölker jubelten, als die harte Faust Karthagos nicht mehr auf ihnen lastete. Die aristokratische Regierungsform, der Ausschluß des größten Teils der Bevölkerung des Reiches von politischen Rechten, der Anspruch der Herrschenden, allein im Staate zu herrschen, führte zum Untergang des Reiches.

Und wie stand es mit Rom? Die Wiege des Staates der Römer war der mittelländische Kanton Latium, der mit einer Bevölkerung von etwa 200 000 Einwohnern in der Geschichte eintrat. Und diesem Bergstaat, der die Größe eines thüringischen Kleinstaatcs besaß, und der der kleinste Staat Italiens war, ist die Einigung des ganzen Italien, das damals von etwa 5 Millionen Menschen bewohnt war, gelungen. Dies war eine erhebliche größere Leistung als die Einigung Deutschlands durch Preußen. Denn Deutschland war vor der politischen Einigung eine geistige Einheit. Die Bevölkerung Italiens aber bestand außer den Latinern aus Ostern, Umbrem, Marsern, Volkern, Venetern, Messapiern, Etruskern, Ligurern, Galliern, Griechen und Sikelern. Ein Land, das von zwölf Nationen bewohnt war, haben die Römer politisch geeinigt, eine Bevölkerung, in der zehn verschiedene Sprachen gesprochen wurden, und deren einzelne Teile auf den verschiedensten Kulturstufen standen, haben sie zu einheitlicher Sprache und Kultur gebracht. Erworben haben sie alle die Länder, die sie sich aneigneten, durch das Schwert, behauptet haben sie sie durch Demokratie. Die Zerteilung gleicher Rechte an alle Bürger des Reiches schuf einen staatlichen Körper, dessen einzelne Glieder sich bewußt waren, daß ihr Dasein durch die Aufrechterhaltung des Gesamtstaates bedingt war. Und das staatsbürgerliche Bewußtsein der römischen Bürger, denen der Staat die Verteidigung ihres Landes übertragen konnte, erwies sich als eine Macht, die die karthagischen Söldner und das Feldherrngenie eines Hannibal zu besiegen vermochte.

England hat von Rom gelernt. Es hat die bis zum Jahre 1832 völlig entrechteten Massen seiner Bevölkerung durch demokratische Reformen zu Bürgern gemacht, die wissen, was ihr Land für sie bedeutet. Es hat den Büren wenige

Jahre nach ihrer Niedertretung völlige politische Freiheit gegeben und sie dadurch, von einer bedeutungslosen Minderheit abgesehen, gewonnen. Es will seine Fremdvölker nicht britisch machen, ihm genügt es, daß sie Britischer (Angehörige des englischen Weltreichs) sind.

Wir würden uns über die schiefe Auffassung, die der Leiter des preussischen Medizinalwesens von den punischen Kriegen zu haben scheint, zu trösten wissen, wenn die leidenden Staatsmänner Deutschlands sich über die Lehren dieser Kriege klar sein sollten.

Die Stenotypistin.

Von Gertrud Sobagl.

Ein Beruf, der seit einer Reihe von Jahren starke Anziehungskraft auf das weibliche Geschlecht ausübt, ist der Bureauberuf. Er gilt als ein „besseres“. Das allein verschafft ihm schon die Beliebtheit.

Die in Bureaus und Kontoren beschäftigten Personen können sich bei ihrer Arbeit besser kleiden als gewerbliche Arbeiterinnen, müssen es wohl auch, weil sie mit der Standschaft in Verbindung kommen. Dann kommt die soziale Stellung der Eltern der weiblichen Angestellten. Töchter von Ärzten, Beamten, Handwerksmeistern, Kaufleuten würden es als unter ihrer Würde ansehen, Beschäftigung in den Werkstätten der Fabrikbetriebe anzunehmen; Arbeit am Schreibtisch gilt aber als standesgemäß. Dadurch fühlt sich wieder der ganze Stand gehoben. Dazu kommt, daß der Beruf der ganz armen Bevölkerung ziemlich verschlossen ist. Er verlangt eine gewisse Vorbildung, die ein großer Teil der Arbeiterfamilien ihren Töchtern nicht geben kann. In der Regel wird als mindestes Beherrschung der Kursive und Fertigkeit auf der Schreibmaschine verlangt, für eine Reihe von Arbeiten kommen Buchführung, kaufmännische und Sprachkenntnisse hinzu. Diese Fähigkeiten können in mehr oder weniger langen Kursen gegen Entgelt erlernt werden. In vielen Arbeiterfamilien zählt man aber monatelang vor der Schulentlassung der Kinder schon die Tage bis zu dem Zeitpunkt, von wann ab sie durch ihre Erwerbsarbeit Geld ins Haus bringen können. Für diese bleiben weder Zeit noch Mittel, sich auf einen Beruf vorzubereiten. Sie nehmen dort Arbeit, wo sich welche bietet. Die Hauptsache ist für sie, sofort Geld zu verdienen.

Die zahlreiche Beschäftigung weiblicher Bureau- und Kontorangestellter ist ziemlich neuen Datums. Technische Neuerungen, vor allen Dingen die Schreibmaschine und die Kursive, haben ihr die Wege geebnet. Durch sie konnten schriftliche Arbeiten einem Personal übertragen werden, das Betriebskenntnisse nicht unbedingt zu besitzen braucht. Damit war es die Entwicklung unserer modernen Großbetriebe mit ihrer notwendigen Arbeitsteilung auch in den kaufmännischen Abteilungen. Kartotheken, Registraturen, Lohnbüros, Verwaltungsbüros usw. beschäftigen heute Tausende von Leuten, deren Tätigkeit mehr oder weniger mechanisch und ausschließlich Teilarbeit ist.

Ueber den zahlenmäßigen Anteil der Frauen in diesem Beruf ist man ebenso im unklaren, wie über den Anteil der Frauenarbeit in der Industrie. Anhaltspunkte dafür bieten die Ziffern der der Angestelltenversicherung unterstellten weiblichen Personen, die schon für 1913 über 400 000 betrug. ferner die zahlreichen Handelsschulen und kaufmännischen Lehrkurse, die von Privatpersonen, Schulen und Körperschaften ins Leben gerufen worden sind zur Vorbildung weiblicher Personen für Bureauarbeiten. Die meisten Schülerinnen werden in wenigen Wochen für Schreibmaschine und Stenographie vorgebildet. Ein strebames Unternehmertum war bemüht, den Bedarf nach kaufmännischem Personal und die Anziehungskraft, die der Beruf ausübt, zu geschäftlichen Zwecken auszunutzen. Die Ausbildungsanstalten ähnelten manchmal den sogenannten „Schnellpressen“, die namentlich unter dem Namen „Krawattenfabriken“ Lehrlinge auszubilden. Im vorigen Jahre sind verschiedene Handelskammern und der bayerische und preussische Handelsminister durch Erlasse dagegen eingeschritten.

Die in dem Beruf üblichen Arbeitsbedingungen sind nun keineswegs so günstige, wie es nach der Anziehungskraft vermutet werden könnte. Sie sind aber nicht nur eine Folge des vorhandenen Ueberangebots von Arbeitskräften, sondern zu einem recht erheblichen Teil zurückzuführen auf die verschiedene soziale Stellung der Angestellten, die bei ihnen ein Gefühl der Zusammengehörigkeit nur schwer aufkommen, sie auch das Unzureichende der gezahlten Löhne nicht empfinden läßt. Ein großer Teil der weiblichen Angestellten ist nicht darauf angewiesen, den gesamten Lebensunterhalt davon zu bestreiten. Ein anderer Teil will sich durch seine Arbeit nur wirtschaftlich unabhängig machen und will nur zum allgemeinen Familieneinkommen etwas hinzubekommen. Diese Personen sind aber schon häufig ein Hindernis gewesen, für die übrigen Berufsangehörigen bessere wirtschaftliche Verhältnisse zu schaffen. Vor nicht allzulanger Zeit waren sie in größerer Zahl nur angutreffen in Berufen, die Heimarbeit zulassen. In der Hauptsache waren es hier auch nur verheiratete Frauen. Jetzt bilden sie einen erheblichen Prozentsatz der in Bureaus und Kontoren tätigen weiblichen Arbeitskräfte. Das drückt dem ganzen Beruf einen gewissen Stempel auf.

Rein äußerlich zeigt sich dies schon in der Kleidung. Die übrigen Beschäftigten werden dadurch teils gezwungen, mitzumachen, teils veranlaßt sie dazu auch der namentlich bei jungen Mädchen stark verbreitete Gang zu Neuberlichkeiten. Dies trägt aber dazu bei, die wirtschaftliche Lage der auf den Erwerb allein Angewiesenen noch ungünstiger zu gestalten.

Sinter den nett gekleideten weiblichen Angestellten verbirgt sich oft großes häusliches Elend, das ähnlich auch bei den männlichen Angestellten anzutreffen ist und diesen befamlich die Bezeichnung „Stehtragenproletariat“ eingetragen hat.

Trotz alledem stößen die Gewerkschaften bei ihren Bemühungen, Eingang zu finden, auf noch größeren Widerstand als bei den gewerblichen Arbeiterinnen. Noch mehr als diese betrachten die weiblichen Angestellten ihre Erwerbsarbeit als nur vorübergehenden Zustand, der es für viele von ihnen bisher ja auch war. Bis zum Ausbruch des Krieges war die Zahl der verheirateten weiblichen Angestellten nur verhältnismäßig gering. Der Hauptgrund für die Ablehnung der Beteiligung an den Bestrebungen der Gewerkschaften ist aber, daß die weiblichen Angestellten nicht Arbeiterinnen sein wollen, sondern sich etwas Besseres denken. Organisationsbestrebungen zur Erreichung besserer Lohn- und Arbeitsbedingungen aber sind nach ihrer Ansicht Angelegenheiten, die nur die Arbeiter angehen.

Daß sie lebhaft daran interessiert sein müßten, die Organisationsbestrebungen zu fördern, zeigt allein schon ein Blick auf die Verteilung der weiblichen Mitglieder der Allgemeinen Ortskrankenkasse der Stadt Berlin nach Lohnstufen. Der Gruppe Handelsgewerbe gehörten im Dezember 1915 62 229 weibliche Mitglieder an. Davon hatten 21 Proz. Tagesverdienste von nur 1,16 M. bis 2,15 M., 27 Proz. Verdienste von 2,16 M. bis 3,15 M., 18 Proz. Verdienste von 3,16 M. bis 4,15 M. und nur 14 Proz. einen Verdienst von mehr als 4 M. Ganz gering war von diesen der Prozentsatz in der höchsten Lohnstufe mit mehr als 5,15 M. täglichem Einkommen. Er betrug nur etwas über 3 Proz.

In der Gruppe Versicherungsgewerbe lagen die Verhältnisse ähnlich. Sie zählte insgesamt 8584 weibliche Mitglieder. Davon gehörten 24 Proz. in die Lohnstufe mit Tagesverdiensten von 1,16 M. bis 2,15 M., 30 Proz. Verdienste von 2,16 M. bis 3,15 M., 20 Proz. Verdienste von 3,16 M. bis 4,15 M. und 22 Proz. erhielten mehr als 4 M. täglich. Etwa 8 Proz. verdienen darunter mehr als täglich 5,15 M.

Inzwischen haben sich allerdings auch in diesem Berufe die Verhältnisse etwas verbessert. Der Mangel an geübtem Personal hat ganz selbstverständlich auch hier höhere Bezahlung der weiblichen Arbeitskräfte zur Folge gehabt. Daß aber die Unternehmer es damit nicht so eilig haben, die Organisation des Personals vielmehr erst den Anstoß dazu geben mußte, beweisen die Erfahrungen, die die Angestelltenorganisationen vor einigen Monaten in den Berliner Großbetrieben der Elektroindustrie gemacht haben, als sie um Verhandlungen wegen Lohnerhöhungen nachsuchten. Die Betriebsleitungen lehnten nämlich Verhandlungen mit den Organisationen der Angestellten ab. Sie verhandelten aber seit langem mit den Organisationen der Arbeiter und Arbeiterinnen. Deutlicher kann nicht bewiesen werden, daß die Wertschätzung des Personals und seiner Leistungen sich nach dem Grade ihrer Zugehörigkeit zu ihrer Berufsorganisation richtet. Die weiblichen Angestellten sollten hieraus eine Lehre ziehen.

Aber auch aus andern Erfahrungen, die der Krieg uns gebracht hat und die auf Wirkungen schließen lassen, die die Kriegszeit überdauern! Als solche muß die Tatsache gelten, daß die Heiratsaussichten für die jungen Mädchen doch recht erheblich geringere geworden sind. Hunderttausende werden dadurch gezwungen sein, die Ansicht zu fortigieren, daß für das weibliche Geschlecht die Erwerbsarbeit nur vorübergehende Erscheinung bis zur Verorgung durch den Mann ist. Das allein wird sie schließlich zwingen, den Berufsverhältnissen größere Beachtung zu schenken. Dazu kommt, daß der Krieg die Zahl derjenigen Arbeitskräfte in so riesigem Umfange vermehrt, die nicht nur aus dem Verdienst durch ihrer Hände Arbeit angewiesen sind. Als solche kommen in Frage Kriegswitwen und Kriegsverletzte. Beide erhalten eine Rente, durch die ein Teil ihres Bedarfs

gedeckt werden kann. Ein festes, wenn auch geringes Nebeneinkommen kann aber sehr leicht zum Lohndruck im Beruf führen.

Für die Berufsverhältnisse der Angestellten erweist das keine günstigen Aussichten. Sie zwingen zu Maßnahmen, die Schutz gewährleisten. Diesen bietet aber nur der gewerkschaftliche Zusammenschluß der Berufsgenossen, der sich Einfluß auf die Arbeitsbedingungen verschaffen kann.

Goethe,

Charlotte von Stein und Christiane Vulpius

Von Engelbert Fernerstorfer (Wien).

II.

Er stürzte sich in Italien ins volle Sinnenleben. Hier fesselte ihn nicht der Geist, das innere Verständnis, er suchte das Weib in seiner animalischen Frische und selbst voll Begierde suchte er die Begehrlichkeit. Er lebte auf und kam als ein Reuer nach Hause. Neu an Schaffenskraft und Lebenslust. Die leidenschaftliche Liebe zu Charlotte war erloschen, aber treue Neigung und herzliche Stimmung hatte er ihr bewahrt. Das genügte ihr nicht und sie begegnete ihm mit fremder Kälte. Dadurch kam er ihr nicht näher. Er versenkte sich in dichterische Arbeiten, Iphigenie und Tasso entstanden. In seiner erhöhten Lebensstimmung trat im Jahre 1788 ein Mädchen in seinen Weg, das, jung und frisch sofort seine Sinne gefangen nahm und die bis zu ihrem Tode 1810 seine Lebensgefährtin geblieben ist, nachdem er sich 1806 mit ihr hatte trauen lassen. Sie war das Gegenteil von Charlotte von Stein, ein Mädchen niederer Herkunft, völlig ungebildet, Arbeiterin in der Blumenfabrik Bartuch, nach heutigem Sprachgebrauch ein Fabrikmädchen. So sehr gefiel ihm das Kind, das sich ihm sofort und willig hingab, daß er sie mit ihrer Tante alsbald in sein Haus aufnahm. Schon im nächsten Jahre schenkte sie ihm einen Knaben, August. Als Charlotte von diesem Verhältnis erfuhr, brach sie förmlich zusammen. Einer solchen Person mußte sie weichen. Sie, die Tochter eines vornehmen Hauses, eine hervorragende Dame vom Hofe, hochgebildet und durchaus fähig, dem hohen Schwunge des goethischen Genies zu folgen, sah sich nun, nachdem sie durch Jahre von Goethe leidenschaftlich verehrt und geliebt worden war, besetzt von einer Rebenbulerin, die ihr in keiner Weise ebenbürtig war, ja, die geistig so tief unter ihr stand. Freilich konnte sie mit ihrer sinnlichen Natur nicht ermaßen, wie stark der sinnliche Reiz dieses Naturkinds auf einen Mann wirken mußte, dessen physische Lebensgeister neu aufgewacht waren, der nun im Weibe vor allem das Weib suchte. Und wie sehr er es in Christiane fand, das beweist das glückliche Eheleben, das er mit ihr führte, noch bevor sie bürgerlich seine Frau geworden war, und das beweist der Schmerz, den der Siedemundschmerzjahre bei ihrem Tode fühlte.

Nicht nur Charlotte, der ganze weimarische Hof und was mit ihm zusammenhing, verurteilte naserümpfend das Verhältnis. Nur Karl August stellte sich zu Goethe. So wie er diesen in seiner Bedeutung von allem Anfang an erkannt hatte und immer fest zu ihm hielt, zeigte er sich auch jetzt völlig vorurteilslos. Er ging so weit, daß er bei Augusts Taufe Gebatter stand. Es mochte ihm kein geringes Vergnügen bereitet haben, die ganze Weimarer „Gesellschaft“ zu brüskieren. In diesem Falle bewies er seine von Vorurteilen freie Menschlichkeit. Aber seine Rede warung ging darüber hinaus. Schon Friedrich II. erkannte in dem vierzehnjährigen Knaben ein nicht gewöhnliches Menschenkind und die Geschichte hätte gewiß vieles von ihm zu erzählen, wenn er statt ein Herzog eines kleinen Landes ein Herrscher auf einem größeren Thron gewesen wäre. Ein Beweis dafür, wie sehr die Umstände die Entwicklung eines Menschen wenigstens in seiner Wirksamkeit nach außen hin hemmen können.

Es ist gar kein Zweifel, daß die Chorführerin in der Verurteilung Goethes Charlotte gewesen ist. Zwar sprach sie nur aus, was die allgemeine Stimmung war, aber sie verstärkte sie durch ihr Raunen und Zischen. Ihr Einfluß war groß und sie übte ihn unter anderem auch im Hause Schillers, wo besonders die wenig

selbständige Lotte sich häufig äußerte. So verdichtete sich nach und nach das Gerücht zu Verleumdungen, die stark genug waren, Christianens Bild auch für die Nachwelt zu verflüchten. Auch diejenigen, die, gestützt auf Aussprüche Goethes und auf Briefe seiner Mutter, sich auf Christianens Seite stellten, fühlten sich mehr als Verteidiger. Es war aber nichts zu verteidigen. Es war alles in schönster Ordnung und je länger je mehr wird erkannt, daß Christiane, dieses Kind aus dem Volke, die rechte Frau für Goethe war und daß die Vorwürfe, die man ihr machen kann, Schwachheiten lässlicher Art waren. Der Vorwurf mangelnder Bildung zählt überhaupt nicht. Es ist wahr, daß sie wenig wußte, aber wir wissen, daß sie in vielen Dingen ein gesundes Urteil hatte, ja, daß Goethe in Theaterdingen dieses Urteil schätzte. Es ist auch nicht wahr, daß sie für Goethes Arbeiten kein Verständnis gehabt hat. Wäre dies der Fall gewesen, so hätte Goethe viele Sachen nicht ihr zuerst vorgelesen. Immerhin, mit einer Charlotte von Stein konnte sie sich da nicht vergleichen. Aber was ihr an Bildung des Kopfes fehlte, das ersetzte sie reichlich durch Bildung des Herzens und jener naturfrischen Ursprünglichkeit des Wesens, die immer wieder siegreich durchbricht. Sie war vergnügungssüchtig. Sie konnte sich im Tanze nicht genug tun. Das ist wahr, das gehört aber zu ihrer sprühenden Lebendigkeit, die wohl auch überhäumte, die aber Goethe gewiß an ihr besonders liebte. Und endlich — sie übernahm sich im Trinken. Auch das ist wahr und dieser Vorwurf ist wohl der am meisten gerechtfertigte. Aber sie hat wohl da auch die meiste Entschuldigung. Ihr Vater war durch den Trunk zugrunde gegangen. Es liegt also wohl etwas Vererbung zugrunde. Eine Säuerin war sie nicht. Goethe selbst war ein starker Trinker und daß Christiane in den Weinorten sachverständig war, kam ihm sehr zuap. Man darf also im ganzen sehr wohl sagen, daß das allgemeine Urteil in Weimar über Christiane ungerecht war. Von ihren unlegbaren Vorzügen sprach man nicht. Sie waren beträchtlich. Vor allem — das muß mit besonderem Nachdruck hervorgehoben werden — war ihr sinnliches, lebensfrohes Wesen für Goethe eine Quelle beständiger Freude. Hier zeigt sich, daß vielleicht doch für das Eheglück das wichtigste die geschlechtliche Kongruenz ist. Rügen sonst noch so viele Verschiedenheiten und gegenseitige Mängel vorhanden sein, die geschlechtliche Übereinstimmung deckt alles zu. Diese Übereinstimmung muß zwischen Goethe und Christiane in hohem Maße gewaltet haben. Beide waren sinnlich und dem Sinnengenusse leidenschaftlich sich hingebende Menschen. Sie war das rechte Weib für ihn. Sie hatte aber auch hervorragende hausfrauliche Vorzüge. Gerade für einen Menschen wie Goethe, der so viel in höheren Regionen lebte, war es von der größten Wichtigkeit, daß jemand da war, der ihm sein Haus so betraute, daß alle die kleinen täglichen Widerwärtigkeiten der Wirklichkeit ihm fern blieben. Dieser Umstand ist nicht hoch genug einzuschätzen.

Das verzerrte Bild, das sich Weimar von Christiane machte, blieb in den folgenden Zeiten für ihre Beurteilung nicht ohne Einfluß. Wohl suchte man ihr gerecht zu werden, aber alles, was man für sie sagte, klang doch mehr oder weniger wie eine Entschuldigung. Es war daher sehr verdienstlich, daß endlich jemand daran ging, eine systematische Rettung Christianens zu versuchen. Das tat Etta Federn mit Fleiß, Geschick und Glück. Ihr Buch ist sehr empfehlenswert und verdient die Beachtung aller, die sich für Goethe interessieren. In durchaus überzeugender Weise gibt sie zum ersten Male ein geschlossenes Bild der Persönlichkeit Christianens und erweist sie als ein trotz ihren Fehlern prächtiges Weib, das der Liebe Goethes durchaus würdig war.

Wenn aber daran noch der geringste Zweifel möglich wäre, so wird er ganz zerstreut durch eine Veröffentlichung der jüngsten Zeit, die von dem hervorragenden Goetheforscher Hans Gerhard Graf herausgegeben wurde. Dieses umfangreiche Werk gibt in

¹⁾ Christiane v. Goethe. Ein Beitrag zur Psychologie Goethes. Mit zehn Bildern. München. Delphin-Verlag. 208 S.

²⁾ Goethes Briefwechsel mit seiner Frau. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten u. Loening. 1918. 1. Bd. 1792—1806. Mit sechs Bildtafeln, einem Radstempel und einem Schlußstück. LIV, 538 S. 2. Bd. 1807—1816. Mit sechs Bildtafeln. 324 S.

Ein Lebenslauf.

Von Adolf von Hedenstierna.

Kalle Svanfing war in Smaland geboren, was in ökonomischer Beziehung ebenbürtig ist, als wenn man in einer anderen Provinz mit zehntausend Talern in der Tasche zur Welt kommt. Sein Vater, Solchschaumacher in der Stadt, wohnte nahe bei einem Feldtor, das der Eigentümer verfluchte, weil es die Durchfahrenden zerflüdet, und das diese verfluchte, weil es ihnen lästig war. Als aber Kalle es zum erstenmal gewahrte, suchte er nicht, und lachte nicht, sondern steckte den rechten Zeigefinger in den Mund, schweuerte mit der linken Hand sein schwarzes kleines Bergleinenhemd, sein momentan einziges Kleidungsstück, gegen den Körper, und versank in tiefe Gedanken.

Er ging in das vierte Jahr, ein Alter, in dem man sich hier in der Provinz nach irgend einer Einnahmequelle umsieht, und Kalle hatte noch keine gefunden.

Da kam ein Wagen des Weges.

Mit Weinen wie Meißtiste und Kräften wie ein mittelgroßer Spatz zog Kalle das Tor auf, lachte freudlich mit seinem ganzen schmutzigen kleinen Gesicht und erhielt zwei Pfennige.

Die Einnahmequelle war gefunden, der Grund zum Vermögen gelegt.

Aber andere junge Leute kamen, denen auch die Augen für dieses Geschäft aufgingen, und sie schlugen Kalle, kratzten ihm die Haut vom Gesicht, zertraten ihn zu Boden und nahmen reichliche Andenken von seinen hübschen flachgelben Haaren mit. Da aber Kalle in seinem Hemden am allerbeständigsten auslief, sagten wenigstens alle Damen dem Kutscher, daß er halten solle, steckten dem kleinen Mann die Münzen direkt in die Hand und riefen: „Du sollst es haben!“

Die Konkurrenten verprügelten ihn jedoch mächtig, und er mußte die Münzen in den Mund stopfen, um sie zu bergen. Ein wenig half er sich ja damit, daß er Gesichtschen erdachte von großen, höflichen Schlangen im Weggraben, gerade am Tor, womit er ein paar von den Damen abstrickte. Und als er acht Jahre alt war, hatte er es gelernt, mit den anderen fertig zu werden, sich zu schlagen, zu beißen und zu treten, so daß der Schläge, die auf sein Teil kamen, weniger und weniger wurden.

Der Vater brach sich den Arm und konnte nicht mehr arbeiten, die Mutter weinte, und alle hungerten, aber keiner heulte und heulte so arg wie Kalle, wenn kein Offen Brot im Hause war, und dazwischen ging er hinaus in den Wald, hinter einen Steinhaufen und zählte seine dreizehnmündigen Reichstaler nach, in Zwei- und Vierpfennigstücken.

Und alle Vorübergehenden sagten, daß er achtsam und ordentlich sei.

Im Alter von elf Jahren kam Kalle als Biskolo nach dem Wirtshaus, und als er konfirmiert war, wurde er P f e r d e n e c h t;

die Zweifelnigstüde verwandelten sich in Fünfzigpfennigstüde, er gewann sich die Bewogenheit aller und erkannte immer klarer, daß es seine Lebensaufgabe sei, Bierflaschen und Branntweinfässer zu spülen.

Seine Eltern starben schließlich aus Rot und Entbehrung, aber Kalle hatte inzwischen fünfhundert Taler gespart. Er half dem Hofwirt, so gut er konnte, und tat es nicht umsonst, wenn er den Fahrleuten Karten und Licht beschaffte, und schob unbemerkt manchen Groschen vom Spielisch, wenn sie nicht mehr ganz nüchtern waren, und trank für den Hausgebrauch und suchte wie ein Gardist.

Da begann eine lebhaft sogenannte „religiöse Bewegung“ in der Gegend, und ein „Gotteskind“ kam in die nächste Stadt, das früher Schneider gewesen und dem Teufel angehört hatte, nun aber predigte und auf dem besten Wege zum Himmel war. Und „seine Rede war gewaltig“. Alle Viehhändler wandten sich ab von ihren Sünden, und die Aechte standen am Sonnabendabend vergebens an den Säckenfenstern und klopfen sich zu Schanden, kein Mädchen kam heraus, denn eine war stets bei dem Wanderprediger, und die anderen lagen da und brüteten über ihre Sünden.

Die „religiöse Bewegung“ packte auch Kalle mit wunderbarer Macht. Doch nicht, daß er weinte und bereute und seufzte, sondern er ließ sich das Haar wachsen, kammte es in die Stirn, rasierte sich, kaufte sich eine Brille und Bücher und zwei Reisetaschen und einen langen schwarzen Rod.

Und dann fuhr er hinauf nach Nordland, predigte und „erweckte“ das Volk und pflegte und forderte in seinen freien Stunden Nüchternheit und Sittlichkeit. Der Schnaps oder Bier verkaufte, verabschiedete, trank oder für andere kaufte, der sei verdammt. Und wollten die Zuhörer ein früheres Teufelkind sehen, das nun der Hölle entrisen war, so häte er sie, ihn selbst zu betrachten, den einstigen Gastwirtsbueck Karl Svanfing. War das nicht wunderbar!

Einen besseren Prediger gab es nicht, das sagten sie alle. Und er hatte großen Zulauf, wurde zu vielen Speckpfannuchen und vielen Tassen Kaffee eingeladen von den Gläubigen, hatte seine kleinen Freundinnen und Glaubensschwester, wo er immer erschien, und legte Groschen zu Groschen. Als er schließlich in seinem religiösen und Abstinenzereifer in eine kleine Stadt kam, in der gerade eine Wein- und Bierwirtschaft zum Verkauf ausboten war, übernahm er sie und gab seinem Schimpfen auf den Schnapsbeutel ein wenig Ferien und bewies Mäßigkeit durch die ordentliche Führung eines Gastwirtsbetriebs, der nicht wenig einbrachte.

Er war das Muster eines Gastwirts, sagten die Herren der Stadt und der ganze übrige Ort.

Aber da tauchten hier zu Lande die Abstinenzler auf. Kalle erschrak und sein Umfah nahm ab, und die alte Lust zu reifen und seine Mühenchen ein wenig zu erhasen, gewann wieder Macht über sein edles Herz. So sah er eines Sonnabends die ganze Nacht auf und zog Wasser mit Brasilienholz auf Bierflaschen und Wasser mit Bläse auf Weinflaschen und stellte sie auf die Bretter,

ein großes, schönes Lager. Am Sonntagvormittag ging er zum Abstinenzlerortrag und zum Schluß trat er mitten in die Versammlung und rief:

„Oh weh mir, der ich acht Jahre lang dem König Alkohol gedient habe! Weh mir! Weh mir! Findet solch ein Erbärmlicher wie ich auch noch Aufnahme?“

„Ja, wenn Sie die Alkoholkultur aufgeben,“ sagte der oberste Wasserprediger.

Und Kalle hat die Brüder innig, mit ihm zu gehen und dem Teufelgetränk den Garau zu machen. Und die Wassermänner stürzten in die Bierhalle und entleerten alle Flaschen in den Rinnstein, schimpften auf den König Alkohol und zerflörten das ganze Lager mit den feinen Eisetten.

„Gott segne Dich, Bruder, für ein solches Beispiel!“ sagten sie, „aber . . . Du ruinierst Dich ja hiermit!“

„Wie gewonnen, so zerronnen. Hinaus mit dem Gift!“ meinte Kalle.

Und die Fische des Sees, in den die Kloaken der Stadt mündeten, starben massenhaft, und alle wahren Temperenzler sagten einstimmig:

„Da sieht man, wie teuflisch das Gift ist! Selbst die Fische sterben daran!“

Was aber natürlich Lüge war, denn sie starben ja an der Wische und dem Brasilienholz. Doch mancher neu angeworbene Kämpfer gegen den Schnapsbeutel nahm sein Duzend Flaschen mit nach Hause und ging in aller Stille zu dem Weichtrichshausen hinten im Hof, um den köstlichen Trank „fortzugießen“. Selbstmörderweise aber bekamen sie alle am nächsten Tage Magenbeschwerden, und drei von ihnen gingen zu dem Wassermann und sagten:

„Bruder Svanfing ist ein Dummbug. Es war keine reine Wove in den Flaschen, sondern irgendein verurteiltes Zeug, das nach Wische schmeckte; zum Sterben ist einem danach.“

Vorauß die Vorstehenden zur Beratung zusammenberufen wurden und nach anderthalbstündiger Erwägung zu dem folgenden Entschluß kamen:

„Ein wahrhaftiger Abstinenzler muß davon absehen, in Fragen des Alkoholigistes beurteilen zu können, was „reine Ware“ ist und was nicht. Aber da die Kläger gestehen, daß sie den Inhalt der Flaschen gekostet haben, die, wie sie wenigstens glauben, das teuflische Gift enthielten, werden sie aus der Gemeinschaft ausgeschlossen. Und da Bruder Svanfing eine große und edle Aufopferung bewies, indem er sein kostbares Lager um der guten Sache willen opferte, wollen wir für ihn im ganzen Lande eine Sammlung veranstalten, damit er einermägen schadlos gehalten werde.“

Was auch geschah! Und worauf Kalle dieses Geld auf dieselbe Bank gab, auf die er sein ehrlich verdientes Biergeld gegeben hatte. Und es vertrag sich ausgezeichnet und mehrte sich, und ein Segen lag darauf, als wenn es Pfennig für Pfennig an Kaffee und Himbeerjast verdient worden wäre. Kalle Svanfing aber wurde inzwischen einer der berühmtesten Redner des Landes und eiferte so

dem vollständigen Briefwechsel ein lüdenloses Bild des Goethe'schen Ehelebens und Eheglücks. Wer irgend über die Mittel verfügt, der schenke diese beiden Bände deutschen Mädchen und Frauen. Wie die Briefe der Frau Mat gehören auch diese Briefe in ihre Hände.

Die sorgfältige und musterhafte Ausgabe begleitet der Herausgeber mit einer „Einführung“, die die Summe aus dem Briefwechsel zieht und deren Lektüre man nicht unterlassen soll. Eine besondere Schwierigkeit für die Herausgabe war die Rechtschreibung Christianes. Man weiß aus den Briefen der Mat, daß auch sie mit der Orthographie auf sehr gespanntem Fuße stand. Aber sie ist ein Echinorion an Klarheit und Deutlichkeit gegenüber der Orthographie Christianes. Sie „kräutert sich gegen den Druck, man müßte denn einige irrationelle Lettern und Zeichen einführen für Striche und Füge, die alles bedeuten können“ hat schon W. Saphan gesagt. Es war also eine schwierige Arbeit zu bewältigen. Daß sie Gräfin gelungen ist, verdankt er nur seinem unerwöhnlichen Fleiß und seiner glücklichen Spürkraft.

In seiner Einführung weist Gräfin auf ein Wort Riech'schen hin, das gerade hier sehr glücklich zitiert ist: Das Vernünftigste wäre vielleicht eine gute wirtschaftliche Gattin für mich, welche ihre Aufgabe darin läge, mich in dem Zustand zu erhalten, in dem ich meiner überschweren Lebensaufgabe am besten nachkomme. Aber alles, was ich von Weibern kennen gelernt habe, ist mir, auf diese Mission angesehen, als unzureichend erschienen: so daß ich eigentlich in diesem Punkte keinen Glauben mehr habe. Sie müßte jung sein, sehr heiter, sehr rüstig und wenig oder gar nicht „gebildet“, und außerdem eine gute Wirtschaftlerin aus eigener Reizung.“ Diese Worte schrieb Riech'schen an seine Schwester und er dachte dabei gewiß nicht an Goethe's Ehe. Und doch paßt, was er von einer Frau, wie er sie brauchen könnte, jedes Wort auf Christiane. Mit Recht bemerkt Gräfin, daß Goethe, als er sie nahm, von ihren guten Eigenschaften nichts wußte, daß also, in ihrem Wesen etwas Besonderes“ sein mußte, das ihn triebhaft anzog: „Kein Zweifel, es war das kindliche, Treuerzige, Naturwüchsigke, Vollständigkeit, das den Schöpfer Gretchen's und Klärchen's bezugaußerte.“ Wiederholt nennt Goethe seine Christiane ein „Naturweib“. Als er sie sah und nahm, da folgte er der Begierde, des Augenblicks, aber alsbald sah er das Verhältnis als eine „Gewissenssache“ an, wie schon eine Keuherung aus dem Jahre 1790 beweist. So leichtbeweglich Goethe in Liebesdingen war, von diesen Dingen freilich zu denken, lag ihm fern. Auch von der Ehe, so sehr sie ihm als eine „Synthese des Unmöglichen“ erschien, dachte er nicht gering.

Wenn irgend etwas schon viel früher zu einer echten Schätzung Christianes hätte leiten müssen, so das Verhalten der Mutter Goethe's zu ihr. Lange, bevor sie sie persönlich kennen lernte, durchschaute sie das Verhältnis als ein für ihren Sohn überaus glückliches und freut sich über seinen „Gehäuf“. Als sie sie aber kennen lernt, da schließt sie sie in ihr mütterliches Herz mit zärtlichster Liebe. Es ist gar kein Zweifel, sie waren beide verwandte Naturen bis in die innersten Falten ihres Wesens.

Die Goethe ununterbrochen an seine Christiane denkt, immer bestrbt ist, ihre eine Freude zu bereiten, das möge man in den Briefen selbst nachlesen. Man kann nicht anders sagen: er liebte sie bis zu ihrem Tod, der ihn tief erschütterte. Man braucht die Macht der Gewohnheit gar nicht gering einzuschätzen, wie sie dem Goethe selber sehr zu wärmen mußte. Aber es lag in der Ehe Goethe's doch viel viel darüber hinaus, es war Liebe und Treue in ihr. Trotz ihrer mannigfachen Kollerterre (das „Neugeln“) war er ihrer Treue sicher. Um es immer wieder zu sagen: sie war Goethe's Liebe wert. Zu ihren Vorzügen kam noch einer, den auch Goethe ausdrücklich hervorhob: sie war nicht nur in jeder Beziehung ein prächtiges, sie war auch ein gutes Weib. Sie wußte, wie man sie verachtete und herabsetzte und sie wußte, wer ihre besonderen Feinde waren. Sie hat sie sich nach gemeiner Weiberart gerächt. Sie liebte den Krach (übrigens auch Goethe hatte ihn bisweilen ganz gerne), aber nie benützte sie ihn in unedler Weise, um heimzugelächeln, was man ihr angetan. So hat sie etwas von innerer unbekümmerter Größe in sich: war sie nur der Liebe Goethe's sicher, so sah sie ohne Haß auf die Welt.

Witten im schrecklichen Weltkrieg erscheinen Bücher, die sich mit dem größten Deutschen, mit Goethe, beschäftigen. Witten im Welt-

gewollig gegen den König Alkohol, daß am Tage nach seinem Auftreten in einer Stadt die Gastwirte umhergingen, weiß wie Kalb, und die Weinhandler einen Schauer im Rückenmark fühlten, und die Spiritusfabrikanten sich zusammenzaten und einen Extra-Schnaps nahmen, um sich aufzumuntern.

„Das ist der Gastwirt, der für viele tausend Kronen Teufelsgeist in den Kinnstein gegossen hat“, sagten die Leute.

„Ich bin stets ein Freund der Mäßigkeit gewesen“, sagte Kalle, glaubte aber, daß die Menschen durch Mäßigkeit gereizt werden könnten. „Ich übernahm eine Bierwirtschaft, nur damit es dort ordentlich zugehe. Doch jetzt sind mir die Schuppen von den Augen gefallen, jetzt begreife ich, daß jeder, der mit sündigem Verlangen nach einem Glas Dünndier guckt, ein nässlicher Trunkenbold ist.“

Sein Ruf war weit verbreitet, und er verdiente nicht wenig auf seinen Reisen und durch seine Flugblätter. Er scheute sich nicht, das feine Fräulein, das ein halbes Glas Bier zum Mittag nahm, eine „Säuferin“ und den schlimmsten Delinquanten, der seinen Eid geleistet und sich zwei Tage lang des Bieres enthalten hatte, „ein edles Beispiel“ zu nennen.

„Solch einen Redner soll man sich zum zweitenmal suchen“, sagten die Zuhörer, und auf dieses Talent hin, verdünnt und gemäßigt durch die alte Riech'scheri, wurde er in den Tagen des Wahlkampfes ins Parlament ernannt.

Und nun hat er einen großen Landbesitz mit einer Branntweinkrennerei gekauft und schafft neue, zeitgemäße Maschinen an. An dem Tage, da die Zeitungen von dem Kauf berichteten, hielt er in einer großen politischen Volksversammlung eine schöne Rede, die er zu allgemeinem Erfreuen, aber unter der Zustimmung der Mehrheit folgendermaßen schloß:

Der Eifer mancher Temperenzler ist gar zu gehässig und fanatisch geworden. Die Folge ist ein Rückschlag, und die Abstinenzbewegung verliert an Ansehen bei dem besonnenen Teil des schwedischen Volkes. Für die Mäßigkeit müssen wir wirken. Die stimulierenden Getränke sind wie alles andere eine Gabe Gottes; gegen ihren Mißbrauch, nicht gegen ihren Gebrauch müssen wir kämpfen, und ihre Schädlichkeit kann wesentlich verringert werden durch große Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt bei der Zubereitung. Ich für meine Person fühle ein inniges Bedürfnis gutzumachen, nicht nur, was ich in Unwissenheit verbrochen, indem ich mitwirkte bei der Verbreitung geringwertiger Malzgetränke, sondern auch was ich irdend übertrieben, indem ich jeden Gebrauch aller stimulierenden Getränke als verderblich verwarf. Und zu diesem Zweck werde ich nun eine zeitgemäße, mit den vollkommensten Maschinen versehene Spiritusfabrik in Gang setzen, die die möglichst besten Waren für die möglichst billigen Preise liefern soll, und deren Adresse ich hiermit den geehrten Teilnehmern der Versammlung zu übergeben mit erlaube.“

„Das ist mal ein richtiger Mensch, ein Arel auf dem Platz!“ ging es durch die Reihen.

(Bereits Uebersetzung von Alex Sternberg.)

krieg erhalten wir den inneren lebendigen Zusammenhang mit dem Größten unserer Kultur. Witten im Weltkrieg sind wir „Barbaren“ und dessen bewußt, daß unser tiefstes Leben unlösbar verknüpft ist mit unserer Geistigkeit, daß wir in dem und ausgeprägten Kampfe nicht nur unsere materielle Interessen, daß wir jenes unser deutsches Volkstum und seine Kultur verteidigen, ohne die die Welt bettelarm wäre. Wir sind ein Volk des Friedens und der geistigen Arbeit, ein Volk der Ruhe und Hauslichkeit. Während allüberall der Kriegsturm tost, rufen wir mit Goethe:

Von Osten nach Westen
Zu Hause am besten.

Vom Takt.

In den letzten Tagen war im Reichstag von Takt und Taktlosigkeit die Rede. Ein Ausspruch Bodel's über die Taktlosigkeit eines Redners, der sich selbst nicht ohne Bewunderung sprechen hört, wurde zitiert. Nun könnte mancher meinen, Takt oder Taktlosigkeit sei eine nebensächliche Eigenschaft, es komme auf wichtigere Dinge an, auf die Reichtschaffenheit des Charakters, auf die Klarheit der Gesinnung, auf die Solidität einer Weltanschauung. Gewiß, all das ist von entscheidender Wichtigkeit. Aber bei dem Politiker ist auch dies unerlernbare von größter Bedeutung. Sein Instrument ist das Wort, und das Wort läßt sich nicht am richtigen Ort und in der richtigen Stunde gebrauchen, wenn der Wortführer nicht in den Fingerspitzen das Gefühl dafür hat, wann er sprechen und wie er sprechen soll. Es gibt keine parlamentarische Taktik ohne — Takt. Nun kann man im Leben alles lernen, man kann Kenntnisse sammeln und Umgangsformen erlernen, aber zur Aneignung des richtigen Taktgefühls ist noch kein Lehrbuch geschrieben. Man kann ein grundgelehrtes Haus sein — ach, wie viele deutsche Professoren beweisen das jetzt Tag für Tag! — und kann von bodenloser Taktlosigkeit sein, man kann ein wichtiger, gelegentlich unterhaltender Redner sein und doch ohne alles Fingerspitzengefühl für die Tonart sein, die man im Augenblick zu wählen hat. Gerade in der Politik aber macht der Ton die Musik. Niemand ist nun in größerer Gefahr, taktlos zu werden, als der Wichtige. Es ist geradezu eine der Hauptfragen für einen taktvollen Geist, daß er im richtigen Augenblick und nur dann wichtig sei. Aber es gibt wichtige Köpfe von untergeordneter Bedeutung, die geradezu Opfer ihrer überzogenen Begabung sind. Nicht sie haben die Witz, sondern der Witz hat sie! Deshalb steht, wenn man an historische Situationen denkt, der Wichtige stets nur in der zweiten Reihe. Der Handelnde ist erst! Der Wichtige ist für gewöhnlich nur der Adjutant des Handelnden, und dorthin, ins Gefolge des Tatmenschen, gehört er. Damit ist keineswegs gesagt, daß der Handelnde immer tototot sein müsse, auch er hat seine Stunde des Ausruhens, Momente, in denen sein Geist spielt, aber die Grundinstellung des aktiven, mit ganzer Seele handelnden Menschen ist nicht auf Witz und Witzigkeit gerichtet, sondern auf Ernst und auf Verantwortlichkeit. Dem schöpferischen Kopf ist der Witz nur ein unwesentliches Nebenprodukt, die Blumen im Kornfeld. Es ist schämlich um jede Gemeinschaft bestellt, in der der Wichtige das entscheidende Wort führt.

Im besonderen in der Politik, da sich die Witzigkeit und Taktlosigkeit sehr oft. Wehe dem Redner, der von allwissenden „Heiterkeiten“ unterbrochen wird. Nicht Lassalle, nicht Bebel, auch nicht Viktor Adler, dem die Natur das Geschenk des Witzes bescheidet hat, haben nach so billigem Vorbeet getrachtet. Ja, sie haben lieber ihren angeborenen Witz zurückgedrängt und für die engere Stube der intimen Besprechung zurückgestellt, geschweige denn, daß sie sich mit einer gewissen Routine der Witzigkeit geübt hätten. Sie wußten, daß es eine der ersten politischen Taktfragen ist: Wann darf ich wichtig sein! Das ist ja überhaupt eines der Merkmale des reifen und verantwortlichen Kopfes, daß er sich absichtlich zu beschränken weiß. Diese Fähigkeit, sich selbst im Augenblick die richtigen Grenzen zu setzen, ist das entscheidende Merkmal des taktvollen Geistes. Es gibt Persönlichkeiten, über die zu scherzen stets nicht allzu schwierig ist. Die Frage ist für den taktvollen Politiker nur die: Paßt der Witz in die historische Situation? Wirkt der Witz produktiv? Deshalb, weil ihm ein Witz einfällt, wird er ihn noch nicht äußern — der verantwortliche Politiker nämlich! Der alte Goethe, der in Fragen der inneren Erfahrung auch für Witzlinge autoritär sein kann, hat in seinem Nachlaß den weisen Spruch hinterlassen: „Derjenige, der sich mit Einsicht für beschränkt erklärt, ist der Vollkommenheit am nächsten.“

Im Goethe'schen Nachlaß, da wir ihn schon einmal aufgeschlagen haben, wären überhaupt Grundlagen für ein zeitgemäßes „Handbuch des politischen Taktes“ enthalten. Es niederschreiben hat freilich keinen Sinn, weil Takt nicht einfach zu erlernen ist wie das Französisch oder das Eislaufen. Immerhin können ruhige Betrachtungen des politischen Kampfes aus den Erfahrungen des großen Goethe sich einige Grundzüge des politischen Taktes feststellen. Da lese ich ein stizziertes Epigramm: „Der muß Langmut üben?“ Die Frage gehört zu unserem Thema, denn es ist gerade das Laster des Taktlosen, daß er das Wasser nicht halten, Langmut nicht üben kann. Goethe antwortet mit einer vom Ernst zum amütigsten Scherz übergehenden Wendung:

Der große Tat vorhat,
Der bergan steigt,
Der . . . Fische ipeßt.

Ist die Regel nicht für diese Stunde geschrieben? Der deutsche Sozialismus steigt jetzt das schwerste Stück Bergan, er hat große Tat vor . . . ach, und er hat aufzupassen, daß er gerade jetzt keine Gräße schluckt!

Gleich daneben steht ein anderer Spruch, der den wirklichkeitsblinden Wuchmenschen ins Stammbuch gehört: „Man kann die Nützlichkeit einer Idee anerkennen und doch nicht recht verstehen, sie vollkommen zu nützen.“

Und ein paar Seiten weiter notierte sich Goethe, dessen Herz allem Produktiven und Tätigen gehörte: Die gewöhnlichen Kritiken sind unbarmherzige Sündenregister, die ein böser Geist den armen Schwächern vorhält — ohne hilfreiche Hand zu einem besseren Wege!“

Den abholatorischen, aber sterilen Geistern, denen es immer nur aufs Recht haben, nicht aufs Rechtmachen ankommt, widmet er dieses Lob: „Der Scharfstein verläßt geistreiche Männer am wenigsten, wenn sie unrecht haben.“

Für diese bedeutungsvollen Tage, in denen der deutsche Sozialismus aus der blutigen Jünglingszeit in das weniger träumerische Mannesalter tritt, ist diese Maxime geschrieben: „Der Jüngling, von inneren Leidenschaften bestritten, muß auf sich selber merken, sich vorzählen, er wird zum Idealisten umgewandelt. Dagegen ein Skeptiker zu werden, hat der Mann alle Ursache, er tut wohl zu zweifeln, ob das Mittel, das er zum Zwecke gewählt hat, auch das rechte sei. Vor dem Handeln, im Handeln hat er alle Ursache, den Verstand beweglich zu erhalten, damit er sich nicht nachher über eine falsche Wahl zu betrüben habe.“

Kein rechter Mann, der seine Jünglingsjahre verleugnen und wegstreifen wollte. Aber wehe den Schauspielern, die ewig den

schwärmenden Jüngling spielen wollen! Der deutsche Sozialismus ist im Mannesalter der Reifezeit und positiven Kraft — jetzt, die Wege von vorgestern zu reifen oder die Liebesbedürfnisse von Anno dazumal vorzuzuführen, ginge gegen das Goethe'sche Gesetz der Stunde. Vielleicht heißt politischer Takt haben überhaupt nur: das Gesetz der Stunde in den Fingerspitzen spüren! M. K o p l h a a s.

Die Pocken einst und jetzt.

Zeit entfernt, Verunreinigung zu erregen, ist das vereinzelte Auftreten von Pockenfällen in einigen Teilen Deutschlands vielmehr geeignet, uns mit einem gewissen tröstlichen Stolz zu erfüllen. Denn mit aller Wahrheitsliebe moderner Wissenschaft und langer Erfahrung kann verbürgt werden, daß wir eine Pockenepidemie nicht zu befürchten haben. Jahrhundertlang waren die Pocken einer der fürchterlichsten Würgengel der ganzen Welt gewesen. Während die alten ägyptischen Urkunden, die Schriften der Bibel und die Werke der klassischen Griechen und Römer noch nichts von den Pocken wußten, ist die fürchterliche Krankheit in Indien und China seit Jahrtausenden bekannt. Im zweiten Jahre des sogenannten Geseantenkrieges, in den siebziger oder achtziger Jahren des 6. Jahrhunderts, trat in der Gegend von Mekka die erste gefährlich verbiirgte Pockenepidemie im europäisch-asiatisch-afrikanischen Grenzgebiete auf; im selben Jahrhundert erreichte die Krankheit Europa, die Kreuzzüge verbreiteten sie überall hin, und 1241 war schon Island halb darauf aus Grundland verheert, während die Seuche aus Deutschland erst vom Jahre 1493 bezogen ist. Mit ihrer Ausbreitung nahm auch ihre Furchbarkeit zu; die Pest, der sie folgte, hat keine größere Anzahl von Menschen dahingerafft. Den Höhepunkt in Europa erreichte die Pocken im 18. Jahrhundert. In England betrug die Sterblichkeit an Pocken jährlich, während ein volles Drittel der Bevölkerung sterblich; in Frankreich erlagen jährlich 30 000 Menschen den Pocken, und in Rußland erlagen jährlich in dem einen Jahre 1790 nicht weniger als 25 040 Menschen den Pocken zum Opfer.

Radiklos hatten die Kerze dem Wüten der Krankheit zuweilen müssen. Das 18. Jahrhundert, das den Höhepunkt der Krankheit brachte, brachte aber auch das einzige wirksame Mittel gegen die Pocken: die Impfung. Aus der Heimat der Krankheit kam auch das Heilmittel. In China wie in Hindostan hatte man seit Alters die Impfung gegen die Pocken ausgeübt. Während man in China nicht eigentlich impfte, sondern die „Impfplage“ mit den Händen von Pockenkranken bestrich, oder ihnen eingetropfelte Pockenkrusen in die Nase ließ, womit nur selten ein Erfolg erzielt wurde, ließen die hindostanischen Priester eine Art der Impfung aus, die als unmittelbarer Vorläufer der heutigen Impfwiese anzusehen ist. Alljährlich durchzogen sie das Land und impften jeden, der danach verlangte, am Oberarme mit vorjährigen Impfstoffe, der aus isolierten Pockenstämmen stammte. Die Erfolge dieser Impfung sollen ausgezeichnet gewesen sein. Genau 200 Jahre sind vergangen, seit zum ersten Male ein Europäer gegen die Pocken geimpft wurde: Im Jahre 1717 ließ Lady Wortley Montague, die Gattin des englischen Botschafters in Konstantinopel, ihren sechsjährigen Sohn durch einen griechischen Arzt gegen die Pocken impfen, und ein paar Jahre später impfte in London ein englischer Arzt in London ihre Tochter. In beiden Fällen verliefen die künstlich hervorgerufenen Pocken außerordentlich leicht und es begreift sich, daß diese günstigen Fälle in ganz Europa außerordentliches Aufsehen erregten.

Man darf nicht glauben, daß die Jenner'sche Kuhpockenimpfung etwas vollkommen Neues war. Stellenweise war vielmehr eine sehr primitive Form der Impfung, so das sogenannte „Pockenlaufen“, gebräuchlich gewesen, und der alte Heilmittel erfuhr 1768 von seinem Vater, daß in Sachsen-Weimern die Weimern allgemein davon überzeugt waren, daß eine Infektion mit Kuhpocken gegen die Pocken schütze. Jenner hat das große Verdienst, daß er das unsichere Taktchen auf dem Gebiete der Impfung zu vollkommenem klarem Wissen erhob: die drei Särite über Impfung, die er im Jahre 1799 bis 1800 veröffentlichte, beruhen auf jahrelanger Beobachtung und Versuchen. Nach der Einführung der Impfung fanden die Pocken im 19. Jahrhundert zu einer überall seltener werdenden Krankheit; so hatte in Brandenburg in den Jahren 1789—99 der Anteil der Todesfälle an Pocken an der Gesamtbevölkerung 9,1 Proz. betragen, während er für ganz Preußen von 1816 bis 1870 nur 0,8 Proz. ausmachte. Den unersetzlichen Erfolg der Impfung zeigte die allgemeine europäische Pockenepidemie, die kurz vor dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges in Westeuropa begann und sich nach Osten ausbreitete. Im französischen Heere, das die allgemeine Reservatenimpfung noch nicht kannte, während viele bei den deutschen Truppen eingeführt war, war die absolute Sterblichkeit an Pocken 5mal so groß, wie im deutschen Heere! Seit der Einführung der Wiederimpfung sind die Pocken in allen Ländern, die entsprechende Gesetze haben, zu einer der seltensten Krankheiten geworden. Im deutschen Heere starb, dank der Einführung der Wiederimpfung und der Reservatenimpfung, in den 13 Jahren von 1875 bis 1887 ein einziger Soldat an Pocken; bei ihm war die Wiederimpfung erfolglos ausgefallen. In der gleichen Zeit, von 1875 bis 1886, verlor das französische Heer durch Pocken alljährlich 45,8 Mann, das österreichische 1875 bis 1881 85 Mann.

Die doppelhändige Ausbildung.

Die gegenwärtige Zeit, welche die größte Kraftanstrengung von der Gesamtheit unseres Volkes verlangt und viele streitsverlethte zwingt, aus verkappten Gliedern das Höchstmögliche der Leistungsfähigkeit herauszuholen, ist geeignet, Verständnis für die Einkultur zu wecken. Der auf diesem Gebiete bekannte Dr. Konrad Bränkel-Charlottenburg weist in seiner Schrift „Die doppelhändige Ausbildung und ihr Wert für Schule und Staat“ überzeugend den Wert der Doppelhändigkeit nach. Ausgehend von den Adversitäten des Kindesalters, die in erster Linie dem Schulbesuch zur Last gelegt werden: Nüchternheitsstörungen, Tuberkulose und Kurzsichtigkeit, beantwortet er dringend die allgemeine Einführung der Teilschritt, durch die die Grundrache jener Leiden, die schiefe Haltung des Rumpfes, aufgehoben wird. Besonders warm tritt er für die doppelhändige Ausbildung in der Schule ein. Wenn die Theorie der Rechtehändigkeit auch noch keineswegs geklärt ist, letztere aber wahrheitsgemäß auf. Anlage des Gehirns beruht, so ist das sicher, daß der Mensch auch die linke Hand und damit die rechte Gehirnhälfte gleichfalls und in der Schule ohne besonderen Zeitverlust ausbilden kann. Diese Fähigkeit macht ihn leistungsfähiger und gewandelter auch eine geringere Ermüdbarkeit und Abmüdung der sonst nur einseitig ausgebildeten und arbeitenden Hirnzentren. Dafür liegen jetzt auch bereits eine Reihe praktischer Beweise vor, die bei Behandlung und Beobachtung einseitig Hirngelähmter und namentlich in letzter Zeit auch in Schulen gewonnen wurden, in denen die doppelhändige Ausbildung, wie z. B. in einzelnen Stadtschulen Königsbergs, in den Lehrplan aufgenommen wurde.

Notizen.

Vorträge. Prof. Herrn Duden spricht am Montag im Abgeordnetenhaus über „Das alte und neue Mittelalter“. — Institut für Rechtskunde. Dienstag: Dr. Grebe, Direktor des Norddeutschen Lloyd; Der Wiederaufbau der deutschen Handelsflotte. Freitag: Prof. A. Zah; „Das Unterseeboot“. — In der Urania spricht Dienstag Prof. Walther aus Halle über „Das Erwachen des Lebens auf der Erde“. An allen übrigen Tagen: „Der Balkanflug und die bestritte Donau“. — Im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht hält Mittwoch Dr. Zschimmer einen Vortrag über „Die Philosophie der Technik“.

— Die Handels-Hochschule Berlin gibt soeben das Vorkursverzeichnis für das Sommersemester 1917 heraus. (Bericht von Georg Weimer, Berlin.) Trotz des Arices weiten die meisten Gebiete, die gewohnte Ausdehnung auf.

